

 rowohlt repertoire

Leseprobe aus:

Barbara Beuys

Familienleben in Deutschland

Neue Bilder aus der deutschen Vergangenheit

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de/repertoire

Was wir alles nicht wissen

Es ist ein Dutzend Jahre her, da saß ich an der Kölner Universität in den Vorlesungen von Professor René König. Fach: Soziologie. Thema: die Familie. Keiner seiner deutschen Kollegen hat sich über so viele Jahre so umfassend, intensiv und zugleich offen für alle neuen Aspekte mit diesem Thema beschäftigt. Ob es um die deutsche Familie geht oder die Indianer in den Pueblos von Neu-Mexiko – Forschung und Lehre stehen auf den Schultern dieses Grandseigneurs der deutschen Soziologie. Ein Mann übrigens, der die Präzision der Wissenschaft auf faszinierende Weise mit der Kunst der freien erzählenden Rede verbindet. Seit den Kölner Jahren hat mich die Familie als Gegenstand der Neugier und des Studiums begleitet. Daß für jemanden, dessen Neigung vor allem der Geschichte gilt, in diesem Zusammenhang die Soziologie am Anfang stand, ist nicht Zufall, sondern Spiegelbild der allgemeinen Entwicklung.

Die Soziologie entstand im 19. Jahrhundert als eine Wissenschaft, die nicht nur die Beziehungen zwischen Individuum und Gesellschaft bloßlegt, sondern Modelle entwickelt, Strukturen baut, die über die Wirklichkeiten gestülpt werden. Bei ihrer Geburt stand die Kritik an der bürgerlichen Gesellschaft Pate. Dieser kritische Blick auf die Gegenwart ist wesentlicher Bestandteil ge-

blieben, ob der Soziologe Feldforschung bei den Südseeinsulanern betreibt oder die moderne Industriegesellschaft unter die Lupe nimmt.

Ganz anders die Geschichtswissenschaft: Ihr Feld ist die abgeschlossene Vergangenheit. Sie hat es nur mit Toten zu tun. Die können sich nicht mehr rechtfertigen oder erklären. Sie haben ihr Leben gelebt – eingezwängt von vielerlei Bedingungen, die sie nicht ändern konnten. Doch das hat ihre Individualität nicht aufgehoben. Es gibt keine kollektiven Zahnschmerzen, wie Ludwig Marcuse notierte. So groß die Zwänge waren und so unwirtlich die Zeiten, so viele Erklärungen oder Anklagen wir aus dem Rückblick zustande bringen: Das Leid oder das Glück des einzelnen ist darin nicht aufgehoben. Es bleibt deshalb die Mahnung an den Geschichtserzähler: fair zu sein, gerecht, ja – im Zweifel für die Toten zu entscheiden. Sie können sich nicht wehren.

Weil es um Menschen geht, müssen wir uns auch endlich freimachen von der Vorstellung, Geschichte – in ein Koordinatensystem gebannt – sei eine aufsteigende Linie von einfachen primitiven Formen zu komplizierten Systemen; Aufstieg des Geistes von den Niederungen in die Höhe. Es ist verblüffend, wie oft dieses Modell von denen für die Vergangenheit aufgestellt wird, die es in der Gegenwart heftig bekämpfen. Nur ein Beispiel: Die meisten Soziologen, aber auch ein Historiker wie Edward Shorter («Die Geburt der modernen Familie») stimmen darin überein, daß sich Gefühle zwischen Eltern und Kindern erst in den letzten dreihundert Jahren entwickelt haben. Die Logik dieser Zeitgenossen: Kinder waren nur Arbeitskräfte, und vor allem entwickelt man keine Gefühle zu Wesen, von denen man weiß, daß sie höchstwahrscheinlich nicht lange leben werden. Stellt man diese These vom Kopf auf die Füße, dann bedeutet das: Unsere Zuneigung ist abhängig vom Fortschritt der Medizin. Ich liebe einen Menschen nur, wenn ich vorher weiß, daß er gesund ist. Was für ein Materialismus der Gefühle! Zudem ein Blick in die Vergangenheit, der nur die Maßstäbe der Gegenwart gelten läßt und deshalb unfähig ist, die Menschen einer anderen Zeit zu verstehen.

Tatsächlich gab es Jahrhunderte, die ihren Trost darin fanden, daß die Gestorbenen es bei Gott besser hatten als die Zurückge-

bliebenen. So schwer es uns fallen mag: Frömmigkeit darf nicht mit Fatalismus verwechselt werden. Gar nicht davon zu sprechen, daß diese angeblich kalte Beziehung zwischen Eltern und Kindern über den längsten Teil unserer Geschichte nicht mit Dokumenten belegt wird, sondern eine Hypothese ist, die man als Tatsache ausgibt. Hören wir nur einen Betroffenen. Nach dem Tod seiner Tochter Elisabeth, die mit zehn Monaten starb, schrieb Martin Luther: «Merkwürdig, was für ein trauerndes, fast weibisches Herz es mir hinterlassen hat; so sehr bin ich von Jammer erfüllt. Ich hätte nie vorher geglaubt, daß ein Vaterherz so weich gegenüber seinen Kindern sein könnte.»

Vieles, was für die Familie vergangener Zeiten als selbstverständlich gilt, wird in diesem Buch mit den Aussagen von Zeitgenossen widerlegt oder zumindest mit einem dicken Fragezeichen versehen. Bei diesem Thema kommt einem immer sofort der Balladenanfang ins Gedächtnis, der die ganze Vergangenheit wie in der Nußschale zusammenpreßt: «Urahne, Großmutter, Mutter und Kind / In dumpfer Stube beisammen sind.» Der Vater war auch da. Er werkelte und klopfte. Die Kinder sahen zu. Die Frau saß am Spinnrad oder stand in der Küche. Alles wurde selbst gemacht – Wurst und Butter, Kleider und Sauerkraut, Brot und Kerzen. Die Familie, das waren mindestens drei Generationen, die unter einem Dach lebten, eine abgeschlossene Festung bildeten, in der die Kinder geborgen aufwuchsen. «Großfamilie» heißt das Schlagwort und «die Familie als wirtschaftlicher Kleinbetrieb».

Davor schiebt sich sogleich ein anderes Bild. Nicht weniger selbstverständlich. Allerdings – wenn man es mit dem ersten vergleicht – dann passen beide nicht so recht übereinander: der Vater als Haustyran, die Mutter als Heimchen am Herd, ihre Ehe nichts anderes als ein «ökonomisches Zweckbündnis». Auch zwischen ihnen gab es keine Liebe. Das Stichwort: patriarchalische Familie. Ein drittes Bild, ebenfalls immer wieder unwidersprochen ausgemalt: Es waren Industrialisierung und Kapitalismus, die im vorigen Jahrhundert einerseits die idyllische Einheit zerstörten, andererseits aber auch den Patriarchenstatus des Vaters untergruben. Die Frau wurde berufstätig, gewann neues Selbstbewußtsein. Emanzipation heißt das.

Das größte Phänomen: Alle diese in sich paradoxen Darstellungen werden von den Ideologen unterschiedlichster Lager unangefochten in den hitzigen Debatten über die Familie seit Jahren vorgebracht. Jede Gruppe saugt ihren Honig aus einer anderen Vergangenheit. Dabei gilt für alle Bilder, die sich in unser Gedächtnis gegraben haben: Es sind Thesen oder Modelle, die Soziologen im Laufe der letzten hundert Jahre aufgestellt haben – in Unkenntnis bzw. mit sehr beschränktem Wissen von historischen Verhältnissen, Grundlagen, Quellen.

In den Schulen werden diese Auffassungen über die historische Entwicklung der Familie heute an die nächste Generation weitergegeben: «Sie war die kleinste Wirtschaftseinheit, weil in ihr die Menschen gemeinsam erzeugten und verbrauchten . . . Sie umfaßte drei Generationen, die Großeltern, Eltern und Kinder. Dazu kamen das Gesinde, eine oft nicht geringe Zahl ledig gebliebener Onkel und Tanten und vor allem viele Kinder. Die Tafel war groß, und der hungrigen Mäuler waren viele. Die Industrialisierung hat diesen Familientyp gründlich zerstört.» («Arbeitsmaterialien für den politischen Unterricht».)

Es soll nicht verschwiegen werden, daß sich auch Zweifel an der mittelalterlichen Großfamilie eingestellt haben. Doch Konsequenzen für das Verhältnis zwischen Mann und Frau, zwischen Eltern und Kindern wurden daraus nicht gezogen. Unter dem neuen Namen der «großen Haushaltsfamilie», bei der es sich «nicht ausschließlich um Blutsverwandte» handelt, leben die alten Funktionen der Großfamilie und der angebliche Bruch zur Kleinfamilie in vollem Umfang weiter: «Die *Kleinfamilie* (Gattenfamilie) des 19. Jahrhunderts entstand im Zusammenhang mit der Industrialisierung und der Trennung von Wohnplatz und Arbeitsplatz. Die Produktionsmittel befanden sich nun nicht mehr im Bereich des «Hauses». Damit verlor die patriarchalische Autoritätsstruktur des Vaters als Vorstand des «ganzen Hauses» eine wirtschaftliche Komponente.» (I. Weber-Kellermann: «Die Familie», ausführlich zitiert in «Texte für den politischen Unterricht».)

Wir wollen den Soziologen und Volkskundlern die Versuche, Vergangenheit mit ihren Methoden aufzuhellen, nicht vorwerfen. Ihr Feld ist nicht die Geschichte, und sie waren zweifellos die er-

sten, die sich mit diesem Thema beschäftigten. Über Jahrzehnte gab es keine historischen Forschungen, auf die sie zurückgreifen konnten. Das hat sich geändert. Längst beschränkt sich die Wissenschaft von der Geschichte nicht mehr auf Kriege, Verträge und Herrscherhäuser. Sie kümmert sich um die Unterschichten im Mittelalter wie um die Moral seiner Kaufleute, um die Säuglingsernährung im 18. Jahrhundert wie um die Freizeit der Arbeiter im folgenden. Wer heute noch den Historikern vorwirft, den Alltag vergangener Zeiten zu vernachlässigen, blamiert nur sich selbst. Allerdings sind diese Forschungen weit verstreut und meist nicht unter dem Stichwort «Familie» zu finden. Wer sich aufmacht, Familienleben über zweitausend Jahre darzustellen, muß sich auf die Suche begeben wie ein Archäologe. A propos: Die Archäologie des deutschen Mittelalters – abseits von Domen und Burgen – steckt noch in den Kinderschuhen. Doch hat man bei Ausgrabungen von Kloaken schon einiges mehr über den Alltag erfahren.

Noch ein Einwand: Ist denn nicht – mit der wachsenden Aktualität dieses Themas – in den vergangenen Jahren die Geschichte der Familie bereits geschrieben worden? Die Geschichte der Kindheit? Wer diese Bücher kennt, weiß, daß da ein wenig Etikettenschwindel getrieben wurde. Meist handelt es sich nur um die letzten dreihundert Jahre – mit der Begründung, vorher habe es gar keine Familie gegeben. Und geht es weiter zurück, dann werden die Jahrhunderte im Geschwindsschritt übersprungen und zusammengefaßt, Hochzeitsriten und germanische Volksbräuche zitiert und vor allem ein Geschichtsbild entworfen, über das die Forschungen der Historiker in den letzten Jahrzehnten längst hinweggegangen sind. Vor allem das Bild vom Mittelalter hat sich radikal geändert.

Das Mittelalter ist ein Schwerpunkt dieses Buches, eine Epoche, die länger als ein Jahrtausend dauerte und die – von Klischees abgesehen – völlig aus unserm Horizont verschwunden ist. Jede Schilderung von Familienleben in der Neuzeit muß in die Irre gehen, wenn sie nicht versucht, diesen großen Brocken deutscher Geschichte ins Bewußtsein und ins Bild zu bringen.

Wonach fragen Untersuchungen, die sich mit der Familie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts beschäftigen? Sie fragen nach den Berufen der Eheleute. Sie beschreiben, wie die Mobilität – das

Auto – und die neuen Kommunikationsmittel – Radio, Fernsehen, Telefon – das Familienleben beeinflussten, veränderten. Sie sehen in die Schulen, Diskotheken oder Vereine. Niemand käme auf die Idee, mit einem Blick ins Wohnzimmer das Familienleben erfassen zu können. Gelten für die Vergangenheit andere Regeln? Ich glaube nicht. Wer etwas wissen möchte über die germanische Familie oder die im Mittelalter, muß ebenfalls von der Stube hinaus in die Straße treten. Er muß das Leben in seinen vielfältigen Aspekten erfassen. Er darf Beruf und Schule, Wirtschaft und Moral nicht auslassen, denn Familienleben und die Welt draußen sind nicht zu trennen. Wer wissen will, wie das Familienleben ablief und was es prägte, muß ein möglichst umfassendes Bild von der Vergangenheit zeichnen. In diesem Sinn ist der Untertitel des Buches nicht nur ein hoher Anspruch, sondern sagt sehr genau, was hier versucht wird. Ein Wagnis, sicherlich. Dessen bin ich mir bewußt. Aber das muß auf sich nehmen, wer versucht, die vielen einzelnen Forschungsergebnisse aus neuester Zeit zueinander zu bringen und zu verknüpfen. Nicht als unangreifbare Festung, sondern als Ausgangspunkt zu neuen Diskussionen.

Schon bei den Germanen müssen wir etwas Wichtiges lernen. Nach ihrem ungeschriebenen Recht – das uns nur in der ihnen fremden lateinischen Sprache überliefert ist – trug die Frau selbst keine Verantwortung. Sie wanderte von der Vormundschaft ihrer Eltern oder Verwandten in die Vormundschaft des Ehemannes. Der sie schlagen, auspeitschen, verkaufen, ja töten konnte. Kann sich aber in einer Ehe ein Partner zum unumschränkten Herrn aufschwingen, wenn beide im Kampf gegen die Natur völlig aufeinander angewiesen sind? Es gibt Parallelen in Kulturen unseres Jahrhunderts. Die Marschbeduinen im Mündungsdelta von Euphrat und Tigris lebten bis vor wenigen Jahren fern aller Zivilisation auf kleinen künstlichen Inseln. Selbstverständlich sind sie fromme Moslems. Doch ihre Frauen tragen keinen Schleier, treten selbstbewußt und selbständig gegenüber Fremden auf. Sie sind nach der Arbeitsteilung in der Ehe für das Vieh verantwortlich. Eine lebenswichtige Aufgabe, die sie völlig in eigener Regie handhaben. Alleine fahren sie auf ihren Booten in entfernt gelegene Gebiete, um Nahrung und Schilf zu holen. Mag im Koran auch

anderes über die Rolle der Frau stehen. Wir können uns im eigenen Haus umsehen: Erfahren wir nicht selber täglich, wie groß auf vielen Gebieten die Kluft zwischen Theorie und Praxis ist? Und das muß ja nicht immer zu Lasten der Praxis gehen. Rechtliche Konstruktionen allein garantieren jedenfalls kein getreues Abbild der Wirklichkeit.

Auch von Karl dem Großen wird in diesem Buch erzählt, einem Menschen voller Lebensfreude, der die Geselligkeit im Kreis seiner Familie liebte. Und da höre ich einen Einwand: Man solle sich lieber an den kleinen Mann halten und die Herrschenden vergessen, weil sie stets von der Geschichtsschreibung bevorzugt wurden. Noch ein Mythos, der bei genauem Hinsehen nicht standhält. Einige wenige Persönlichkeiten – Barbarossa oder Friedrich II. –, Verträge, die die führenden Männer abschlossen, oder Kriege, in die sie ihr Land stürzten, gaukeln uns vor, wir wüßten über die Herrschenden Bescheid. Dabei sind selbst viele mittelalterliche Könige für uns im Dunkel. Von ihren Frauen gar nicht zu reden. Die paar Urkunden, die die Jahrhunderte überdauerten, sagen gar nichts über sie persönlich aus. Denn da steht nichts von ihren Gefühlen, und immer waren es andere, die über sie schrieben.

Der Herrscher im deutschen Mittelalter war kein absolut Regierender. Der Adel bestimmte. Eine Elite von vielleicht fünf Prozent der Bevölkerung. Wer sich über sie informieren möchte, wird kein Buch finden, das ihr Leben im Mittelalter umfassend beschreibt. Es gibt keines, und wahrscheinlich wird es nie eins geben. Wir haben viel zu wenig Zeugnisse, um diese Elite Gestalt werden zu lassen. Und wenn einmal in den Urkunden ein Name auftaucht, bringt er uns nicht weiter. Denn bis ins 13. Jahrhundert gab es keine Familiennamen. Der Vorname allein verriet in höheren Kreisen, woher einer kam. Er wurde innerhalb der Familie weitergegeben, vom Vater auf den Sohn, von dem auf den Enkel. Auch nächste Verwandte durften ihn benutzen. Hat der Forscher von einer adligen Familie aus gleichem Zeitraum ein paar Urkunden, in denen derselbe Name auftaucht, steht er vor einem Puzzle, das meistens unlösbar ist. Wer ist der Vater? Wer der Sohn? Oder handelt es sich vielleicht um einen Vetter? Für adelige Frauen gilt das gleiche.

Aus diesen Zeiten nicht nur einen Namen zu haben, sondern eine Person damit identifizieren zu können, läßt den Erzähler aufatmen. Will er Geschichte plastisch werden lassen, muß er ein doppeltes Wagnis auf sich nehmen: von einzelnen Persönlichkeiten Allgemeines herleiten und zugleich aus dem Allgemeinen individuelles Leben formen. Das gilt nicht nur für den frühen Adel, sondern ebenso für das städtische Bürgertum, das am Ende des 13. Jahrhundert in einzelnen Haushaltsbüchern und Kaufmannsbüchern erstmals faßbar wird. Je mehr man forschte, desto größer wurden die weißen Flecken auf der historischen Landkarte. Heute kann ein angesehener deutscher Professor die Frage stellen, ob das ganze Rittertum nicht «ein Hirngespinnst» sei. Der Ritter, Symbol christlich-abendländischer Kultur, ist zum Streitobjekt der Forschung geworden. Ob er adlig war oder nicht, und woher er überhaupt kam, bleibt wohl sein Geheimnis. Nur über eins ist man sich inzwischen einig: Die deutschen Minnesänger dürfen wir nicht befragen, wenn es um adliges oder ritterliches Leben geht. Was sie in ihren Liedern erzählen, übernahmen sie aus der französischen Dichtung. Sie stellten ein Ideal auf, halfen, es zu verbreiten. In Wirklichkeit dachten die Burgherren nicht an «minne» und eine «liebe frouwe», sondern an den Ertrag ihrer Milchkühe und Felder.

Genau so unbrauchbar für den Alltag der Eheleute ist, was Thomas von Aquin, der Kirchenlehrer, über die Ehe oder die Sexualität schrieb. Selbst von den Theologen kannte für Jahrhunderte – vor dem Buchdruck – nur eine Handvoll in Europa seine Schriften, von den Laien gar nicht zu reden. Das gleiche gilt für andere berühmte Persönlichkeiten des Mittelalters. Doch wir haben zu diesem privaten Bereich einige Zeugnisse von anderen, die dem Volk aufs Maul schauten, sich seinen Fragen stellten und ganz konkrete Ratschläge gaben. Es sind die Mönche der Bettelorden, am Anfang des 13. Jahrhunderts entstanden, deren berühmtester deutscher Vertreter für diese Zeit Berthold von Regensburg ist. Tausende hörten ihm zu. Seine Predigten wurden mitgeschrieben – aber niemand kam auf die Idee, etwas über seine Herkunft zu schreiben, sein Alter, seine Person. Unwichtig. Wir müssen umlernen. Dafür erfahren wir, daß Familien-, Ehe- und Kinderpro-

bleme immer wieder von seinen Zuhörern angeschnitten werden. Kein Zweifel: Hauptakteure in diesem Buch sind jene, deren Name in keinem Lexikon steht. Besonders aus den ersten drei Jahrhunderten nach der Reformation bis hinein in die Aufklärung werden Menschen und ihre Lebensläufe dargestellt, Ehepredigten und Leichenreden zitiert, die bisher in den Archiven der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel schlummerten, für diesen Zeitraum eine der größten Fundgruben auf dem Kontinent.

Die Herrschenden oder die berühmt Gewordenen werden erwähnt, wenn von ihnen Typisches zu berichten gilt. Wenn sie Ideale vorlebten, denen andere zu folgen versuchten. Oder wenn es kritische Anfragen gibt. Hat Martin Luther den protestantischen Eheleuten mehr von der Freiheit eines Christenmenschen gebracht oder ungewollt mit seiner Ehe-Theologie der absolutistischen Obrigkeit jede Rechtfertigung gegeben, so viele und so hohe Ehehindernisse wie nie zuvor während des Mittelalters aufzubauen? War die neue Moral der Romantiker tatsächlich so fortschrittlich, wie sie sich gab?

Quellen und zeitgenössische Dokumente kommen ausführlich zu Wort, um ein lebendiges Bild vom Alltag der Menschen über zweitausend Jahre hinweg entstehen zu lassen. Aber ich bin nicht so naiv, an die wertfreie Aussage von Fakten zu glauben. Auch in diesem Buch gibt es Meinungen, Urteile, wird Geschichte durch das Temperament des Autors gesehen. Sonst wäre dieses Buch wie ein Porträt, dem die Augen fehlen. Vergangene Ereignisse werden mit darauf folgenden Entwicklungen verknüpft, Verbindungen zu unserer Gegenwart gezogen.

Die «Verknüpfungsgabe» hat Wilhelm von Humboldt die wichtigste Eigenschaft des Geschichtsschreibers genannt. Der Historiker steht nicht unter dem Zwang, Modelle aufstellen zu müssen; Widersprüche um jeden Preis aufzulösen; Wahrheiten zu verkünden. Geschichte handelt vom Leben. Leben jedoch ist immer voller Widersprüche. Sie machen auch vor der Wahrheit nicht halt. Unanfechtbare Wahrheiten gibt es nicht, sagt der alte Stechlin bei Fontane. Und wenn, dann sind sie langweilig.

Bei den heidnischen Germanen

*Im Dorf an der Wesermündung
Die Ehe als Notgemeinschaft
Opfer für die Göttinnen*

Die Geschichte der deutschen Familie begann vor knapp zweitausend Jahren in Rom. Dort empfing Cornelius Publius Tacitus, Sproß aus alter, angesehener Familie, Offiziere, Kaufleute und Reisende in seinem Studierzimmer. Alles wollte er wissen über jene Barbaren nördlich der Alpen, die drei Generationen zuvor, im Jahre neun nach Christus, die Legionen des Feldherrn Varus vernichtet und so die römischen Besatzer aufgehalten. Durch diese Niederlage blieb das Land östlich des Rheins das «freie Germanien». Im fernen Rom, der Weltmetropole mit 400000 Einwohnern, störte die verlorene Schlacht nicht weiter. Das Weltreich schien für die Ewigkeit gebaut.

Tacitus, der Historiker, dachte anders. Er blickte nach Norden, weil ihn das Treiben in seiner Vaterstadt ekelte. Er hatte sie satt, seine Mitbürger – Männer wie Frauen –, die ihre Langeweile mit Ehebruch, Mätressen, Liebhabern und nächtlichen Gelagen totschlugen. Je mehr er hörte, desto stärker imponierten ihm jene Germanenstämme, die so ganz anders waren: unverbraucht und unverdorben. So jedenfalls erzählte man es ihm. Vor allem stand bei ihnen die Familie in hohem Ansehen und galt nicht als lästige und überflüssige Konvention. Die Frauen lebten «in Zucht und Keuschheit, nicht verdorben durch lüsterne Schaustellungen oder